

„Mein Gott, der ist noch so klein, den soll ich jetzt abgeben“ – Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im Kontext der Kleinkindbetreuung

Sieben, Anna

2017

<https://doi.org/10.25595/2747>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sieben, Anna: „Mein Gott, der ist noch so klein, den soll ich jetzt abgeben“ – Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im Kontext der Kleinkindbetreuung, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 9 (2017) Nr. 2, 62–77. DOI: <https://doi.org/10.25595/2747>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.3224/gender.v9i2.05>

„Mein Gott, der ist noch so klein, den soll ich jetzt abgeben“ – Elterliche Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Beziehung zum Kind im Kontext der Kleinkindbetreuung

Zusammenfassung

In den vergangenen Jahren wurden in Deutschland neue Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren geschaffen, sodass das Alter bei Betreuungsbeginn nach vorne rückt. Dieser Artikel rekonstruiert elterliche Vorstellungen einer guten Eltern-Kind-Beziehung zu diesem Zeitpunkt kulturellen Wandels. Er basiert auf zehn qualitativen, problemzentrierten Interviews, die mit der dokumentarischen Methode interpretiert wurden. Die identifizierten Orientierungsrahmen werden mit dem theoretischen Konzept des *intensive parenting* konfrontiert, das sich im Interviewmaterial insbesondere im Ideal des „richtigen Inputs“ wiederfindet. Gleichzeitig sind die Eltern in dieser Studie aber weniger Kind-zentriert als dieses Konzept nahelegt. Vielmehr sind sie stark auf ihre eigenen Erfahrungen und ihr Bedürfnis nach Bindung fokussiert. Daher schlägt dieser Artikel ein doppelseitiges Konzept des *intensive parenting* vor, Kind-zentriert und Eltern-zentriert. Dieses Konzept wird ins Verhältnis zur psychologischen Bindungstheorie und zu modernen Konzepten der romantischen Liebe gesetzt.

Schlüsselwörter

Kleinkind, Betreuung, Bindungstheorie, intensive Elternschaft, Eltern-Kind-Beziehung, qualitative Forschung, Deutschland

Summary

“Oh my God, but he’s so small, and I’m supposed to hand him over”. Parental concepts and experiences of their relationship with their child in the context of day care

In recent years, the German government has created new kindergarten and nursery places for children under the age of three years. As a result, children are starting day care earlier. This paper reconstructs parental ideas of good parent-child relationships at this moment of cultural change. It is based on in-depth interpretations of ten problem-centred, qualitative interviews. The empirical findings are discussed in relation to the theoretical concept of intensive parenting which can be identified in the material, especially in the ideal of “right input”. However, parents in this study are not as child-centred as this concept suggests. They are very much oriented to their own experiences and articulate their need for attachment. This paper therefore suggests a double-sided concept of intensive parenting which is child-centred and parent-centred. This concept is discussed in relation to psychological attachment theory and modern concepts of romantic love.

Keywords

infant, day care, attachment theory, intensive parenting, parent-child relationship, qualitative research, Germany

1 Einleitung

Lange Zeit galt es in den westdeutschen Bundesländern als üblich, ein Kind erst nach dem dritten Geburtstag in den Kindergarten zu geben. Durch den Ausbau der Klein-

kindbetreuung für unter Ein-, Zwei- oder Dreijährige gibt es für Eltern nun die Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit, ab dem Säuglingsalter über die adäquate Betreuung ihrer Kinder nachzudenken. Zusätzlich gibt die Einführung des Elterngelds und dessen Begrenzung auf maximal 14 Monate Eltern einen Rahmen für die Länge der rein elterlichen Betreuung der Kinder vor. Diese institutionellen Veränderungen sind zugleich Ursache und Folge eines Umdenkens hinsichtlich des „normalen“ bzw. „idealen“ Alters bei Beginn der Kinderbetreuung. Diesen Moment kulturellen Wandels greift der vorliegende Beitrag auf und fragt, wie sich Eltern für ein bestimmtes Alter bei der Eingewöhnung entschieden und welche Erfahrungen sie mit der Kinderbetreuung, insbesondere in der Phase der Eingewöhnung, gemacht haben. Ihre Überlegungen und Erfahrungen sind einerseits von verfügbaren Angeboten, eigenen Möglichkeiten und praktischen Lösungen bestimmt, andererseits Ausdruck grundlegender Vorstellungen der Eltern-Kind-Beziehung im Säuglings- und Kleinkindalter. Letztere werden auf der Grundlage von zehn qualitativen Interviews herausgearbeitet. Die thematische Fokussierung in den Interviews auf das Abgeben der eigenen Kinder an andere Personen sowie die Eingewöhnung erfolgten aufgrund der Annahme, dass in diesen Schwellensituationen Überlegungen zur richtigen Nähe und Distanz und zur Beziehung zum eigenen Kind angestoßen werden.

2 Theoretischer Rahmen: *intensive parenting* und die Eltern-Kind-Beziehung

Die Verschiebung des Alters des Kindes bei Beginn der Kinderbetreuung fällt in eine Zeit, die von Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen wiederholt als eine des *intensive parenting* (Hays 1996; Arendell 2000) charakterisiert worden ist. Mit diesem zeitdiagnostisch angelegten Konzept wird eine qualitative Ausweitung und quantitative Steigerung des elterlichen Strebens nach Förderung der Entwicklung ihrer Kinder verstanden. Es ist sicherlich kein Spezifikum der Spätmoderne, dass Eltern sich eine gelingende Entwicklung ihrer Kinder wünschen (Thomä 2002). Jedoch hat das psychologische und neurowissenschaftliche Wissen über die frühkindliche Entwicklung enorm zugenommen, neue Wege der Optimierung (Sieben/Sabisch/Straub 2012) aufgezeigt und dadurch eine Intensivierung von Elternschaft ermöglicht (Herman 2003; Wall 2013). Lee, Macvarish und Bristow (2010) beschreiben, wie sich in den letzten zwei Jahrzehnten der Status elterlicher Tätigkeiten gravierend verschoben habe. Ehemalige Routinehandlungen wie Füttern, Wickeln oder Ins-Bett-Bringen hätten sich aus der Perspektive der Eltern zu weichenstellenden Erziehungshandlungen gewandelt, von deren durchdachter Ausführung die Zukunft des Kindes abhängt. Kristallisationspunkte Expert_innen-gestützter Debatten um Elternschaft sind u. a. Geburtspraktiken (Villa/Moebius/Thiessen 2011), die Ernährung von Kleinkindern (Crossley 2009; Faircloth 2013; Knaak 2010; Seichter 2014) und die Wahl von Kinderbetreuungsarrangements (Merkle et al. 2008; Kerschgens 2010). Diese Prozesse der Intensivierung von Elternschaft (Hays 1996; Wall 2010; Faircloth 2014; Arendell 2000; Furedi 2008) sind in den Sozial- und Kulturwissenschaften vergleichsweise gut erforscht, insbesondere in den angelsächsischen *parenting culture studies*. Es wurden sowohl diskursanalytische Studien, z. B. zu Eltern-

ratgebern (Smyth 2014; Wall 2013; Villa/Thiessen 2009; Scholz/Lenz/Dreßler 2013) als auch einige Interviewstudien und ethnografische Arbeiten durchgeführt (Merkle et al. 2008; Wall 2010; Faircloth 2013). Auch für Deutschland liegen ähnliche Diagnosen vor, auch wenn sie zumeist nicht mit dem Konzept des *intensive parenting* arbeiten (z. B. Merkle et al. 2008; Seehaus 2016).

Während die grundsätzliche Bewegung hin zum *intensive parenting* milieübergreifend beobachtet wird (Hays 1996; Merkle et al. 2008; Wall 2010; Romagnoli/Wall 2012), sind die spezifischen Formen und Praktiken stark milieubezogen und auch das Ausmaß, in dem Eltern Vorstellungen des *intensive parenting* umsetzen können, unterscheidet sich. Das Spektrum reicht von der starken Nutzung von externen Kursangeboten über die Planung von gemeinsamer „quality time“ bis zum gezielten Einsatz von Natürlichkeit und Unstrukturiiertheit bei den sog. „cotton wool kids“ (Bristow 2014). Auch die zu fördernden Fähigkeiten variieren, als erstrebenswert werden z. B. Beziehungsfähigkeit, Kreativität oder Selbstständigkeit angesehen. Ein Schwerpunkt wird milieübergreifend auf die Entwicklung der Intelligenz gelegt (O'Connor/Joffe 2013). Entsprechend des sog. „brain development discourse“ werden hierfür die ersten drei Jahre aufgrund der erhöhten Plastizität des Gehirns als zentral erachtet (O'Connor/Joffe 2013; Wall 2010). Hier komme es darauf an, dem kindlichen Gehirn den richtigen Input zu bieten.

Intensive parenting wird als *eine* Quelle der Re-Traditionalisierung von Geschlechterverhältnissen in der Elternschaft identifiziert (Miller 2011; Faircloth 2014). So wird Müttern durch andere und sich selbst häufig der Expert_innenstatus für die Förderung der Kinder zugesprochen (Miller 2011). Wall (2010) beschreibt, wie Mütter sich systematisch über Ratgeber und Expert_innen Wissen aneignen und berichten, dass sich ihre Partner hierfür nicht interessieren. Dementsprechend erwarten die Mütter, dass die Väter ihre Kinder in geringerem Maße fördern – und übernehmen dies lieber selbst. Besonders deutlich treten Geschlechterunterschiede zum Vorschein, wenn nicht die Intelligenzentwicklung, sondern die Förderung der Bindungsfähigkeit im Mittelpunkt steht. Dies zeigen Arbeiten zum sog. „attachment parenting“ (Faircloth 2013, 2011; Green/Groves 2008), einer Erziehungsphilosophie, in deren Zentrum Praktiken der körperlichen und emotionalen Nähe und Responsivität zwischen Mutter und Kind stehen. Faircloth (2013) zeigt, wie zugunsten der Förderung der Mutter-Kind-Bindung der Partner von der Betreuung weitgehend ausgeschlossen wird. Arendell spricht aufgrund der deutlichen Geschlechterunterschiede, in Bezugnahme auf Hays, auch von *intensive mothering* statt *parenting*: „This motherhood mandate declares that mothering is exclusive, wholly child centered, emotionally involving, and time-consuming. [...] The mother portrayed in this ideology is devoted to the care of others; she is self-sacrificing“ (Arendell 2000: 1194).

In Deutschland trifft die Kultur des *intensive parenting* auf das lange Jahre praktizierte Modell der Betreuung zu Hause in den ersten drei Lebensjahren. Es laufen hier also zwei Entwicklungen parallel ab, die nicht unmittelbar zueinander passen: die Intensivierung von Elternschaft sowie der Ausbau der Kinderbetreuung und die Vorverlagerung des Alters bei Beginn der Kinderbetreuung. Wie werden diese gegenläufigen Entwicklungen von Eltern zusammengebracht? Es ist zu erwarten, dass die Verschiebung des Alters nach vorne mit einer Verunsicherung der Eltern verbunden ist – ihre Sorgen

könnten sich einerseits auf die Mutter-Kind- bzw. Eltern-Kind-Bindung, andererseits auf die Entwicklung kognitiver und motorischer Fähigkeiten beziehen. Wie wird mit dieser Unsicherheit umgegangen? Diese Fragen und Thesen werden in der vorliegenden Interviewstudie untersucht. Hierzu werden Eltern von Kleinkindern retrospektiv über ihre Entscheidung für und ihre Erfahrungen mit dem Beginn der Kinderbetreuung befragt.

3 Methoden

In diesem Artikel werden zehn Interviews einer laufenden Studie interpretativ ausgewertet. Die ca. 90 Minuten langen Interviews wurden mit der Methode des problemzentrierten Interviews (Witzel/Reiter 2012) durchgeführt und mit der Frage eingeleitet, wann Eltern ihr Kind das erste Mal abgegeben und wie sie dies erlebt haben. In der Regel wurden Erfahrungen mit verschiedenen Betreuungsformen berichtet. Zusätzlich wurde nach den Einstellungen der Eltern gegenüber Kinderbetreuung, eigenen Erfahrungen aus der Kindheit und den Reaktionen des sozialen Umfelds gefragt.

Die Interviewpartner_innen wurden über verschiedene Kindergärten in Nordrhein-Westfalen durch Anschreiben oder Aushänge gewonnen. Auch wenn Väter und Mütter gleichermaßen angesprochen waren, meldeten sich bislang vorwiegend Mütter, sodass acht der hier ausgewerteten Interviews mit Müttern geführt wurden. Die Kindergärten wurden gezielt so ausgewählt, dass Eltern aus zwei verschiedenen Bildungsmilieus eingeschlossen waren, Eltern mit abgeschlossenem Hochschulstudium und Eltern mit abgeschlossener Berufsausbildung. Acht der Interviewpartner_innen haben einen Migrationshintergrund, sind aber entweder in Deutschland geboren oder als Kind nach Deutschland gekommen. Sieben Eltern haben ein Kind, zwei Mütter haben jeweils zwei Kinder und eine Mutter hat vier Kinder. Es ist auffällig, dass 14 der insgesamt 15 Kinder Jungen sind – über die Gründe für diese Verzerrung des Materials kann nur spekuliert werden. Möglicherweise wird die Erziehung von Jungen stärker als „besonders“ erlebt (entsprechend des Vorurteils, dass Jungen „schwieriger“ seien und daher eine größere Erziehungsleistung erforderlich machen), sodass hier das Mitteilungsbedürfnis höher ist. In den Interviews gibt es jedoch keine konkreten Hinweise auf diese Geschlechterdynamik.

Die Interviews wurden nach dem System „Talk in qualitative Research“ transkribiert (und für diesen Artikel leicht vereinfacht, um die Leserlichkeit zu verbessern) und gemäß der dokumentarischen Methode (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2013) interpretativ ausgewertet. Gemäß dieser Methode werden zentrale Orientierungsrahmen der Eltern herausgearbeitet. Eine Typenbildung, wie die dokumentarische Methode sie vorsieht, kann nur ansatzweise erfolgen, weil die Stichprobe hinsichtlich der strukturierenden Merkmale Bildungsniveau, Migrationshintergrund und Geschlecht nicht abgeschlossen ist und dadurch nicht in allen Feldern hinreichend Fälle enthält.

4 Ergebnisse

Die Kinder der befragten Eltern sind mit durchschnittlich 23 Monaten in die Kindertagesbetreuung oder Kindertagespflege gegangen. Dabei liegt das durchschnittliche Alter bei den Eltern mit Berufsausbildung mit 32 Monaten deutlich über dem der akademischen Eltern mit 12 Monaten (aufgrund der kleinen Stichprobe sind diese quantitativen Unterschiede aber nicht generalisierbar).

Alle Eltern berichten, dass sie vor dem Beginn Betreuung durch nahe Familienangehörige, in der Regel durch die Eltern bzw. Schwiegereltern oder eine Schwester, in Anspruch genommen haben. Bei fünf der befragten Eltern war das Kind gelegentlich mehrere Stunden bei den Familienangehörigen, die anderen fünf nutzten die Betreuung innerhalb der Familie in sehr viel größerem Umfang, während sie wieder arbeiten gingen. Dies traf eher auf Eltern mit Berufsausbildung als Akademiker_innen zu und erklärt möglicherweise das höhere Alter bei Beginn der Kinderbetreuung (s. o.) in dieser Gruppe. Interessanterweise wurde von niemandem berichtet, dass das Kind von Freund_innen oder Bekannten betreut wurde. Scheinbar wird die nicht-professionelle Kinderbetreuung als Familienangelegenheit betrachtet.

4.1 Vertraute Familie versus fremde Professionelle

In fast allen Interviews wird es als unproblematisch betrachtet, die eigenen Kinder zu Verwandten zu geben. Das Vertrauen ist selbstverständlich und die Eltern sind beruhigt, weil sie ihr Kind gut aufgehoben wissen. Nur von einem Vater wird beschrieben, dass er seinen eigenen Eltern das Baby nicht gerne geben wollte. Bereits kurz nach der Geburt im Krankenhaus fand er es einfacher, das Baby einer Hebamme auf den Arm zu geben als seinen Eltern. In den meisten Fällen wird jedoch die Familie als selbstverständlich vertraut und die Erzieher_innen oder die Tagesmutter als fremd bezeichnet. Vertrauen in die Erzieher_innen aufzubauen, ist für die Eltern schwierig. Hierzu exemplarisch ein Zitat:

„Gut genau wo er dann zur Tagesmutter ging [...] das war dann regelmäßig und das war natürlich auch was anderes weil es nicht zuhause war und es war eine fremde Person für mich die Tagesmutter und insofern war das schon ja etwas was mir wahrscheinlich schwer gefallen ist und deswegen hab ich das in Erinnerung, das mit meiner Schwester jetzt nicht.“ (Eva)

Von Eva wird hier die Tagesmutter als fremde Person bezeichnet, die der eigenen Schwester und dem eigenen Zuhause entgegengestellt wird. Hier bestätigt sich die eingangs formulierte Annahme, dass es sich beim Abgeben in die professionelle Betreuung um einen subjektiv bedeutsamen Schritt handelt, der entsprechend „in Erinnerung“ bleibt. Der Unterschied zwischen Tagesmutter und Schwester ist für Eva „natürlich“. Sorgen und Befürchtungen der Eltern werden in den meisten Fällen nicht expliziert. Nur eine Mutter artikuliert indirekt an verschiedenen Stellen im Interview, dass sie Formen von schlechter Behandlung oder sogar Missbrauch fürchtet. Sie betont, dass ihr Sohn zum Zeitpunkt der Eingewöhnung schon sprechen konnte und dass er ihr auch alles erzählen würde. Dadurch habe sie die Möglichkeit, mitzubekommen, was ihr Kind ohne sie erlebt. Für andere Eltern wurzelt das zunehmende Vertrauen in die Erzieher_innen

in der Beobachtung des Kindes, dem es offensichtlich gut gehe. Bei einigen Eltern ist es auch die Professionalität und die Institution an sich, die es ihnen ermöglicht, Vertrauen zu fassen. Zuletzt wird von drei Eltern beschrieben, dass sie zunächst zu einer Erzieherin ein Vertrauensverhältnis aufgebaut haben, das für die Eingewöhnung wichtig, im Laufe der Zeit aber wieder unwichtiger geworden sei:

„Die war am Anfang DA die fand ich immer (.) ja ich konnte ihr vertrauen irgendwie, ich weiß jetzt nicht wie lange sie in seiner Gruppe war aber gerade am Anfang ne diese schwierige Zeit wo ich wusste ach so die ist da und sie kümmert sich um ihn dann ist sie gegangen in eine andere Gruppe aber DA war es mir dann nicht mehr so wichtig ne.“ (Eva)

Hervorzuheben ist an diesem Zitat, dass Eva die Bedeutung der Erzieherin für sich selbst und ihr Vertrauen, nicht für ihr Kind hervorhebt. Hierauf komme ich unter 4.2 zurück. Die Erzieherin wird wie eine Brücke beschrieben, die man braucht, um einen Übergang zu bewältigen, und die danach nicht mehr notwendig ist.

Im Laufe des Interviews wird von einigen Eltern die Polarität von Familie/Professionellen dekonstruiert, und zwar auf zwei verschiedenen Wegen. Einmal wird die Situation in der Kindertagesstätte als familienähnlich bezeichnet und damit als ähnlich gut wie die Familie bewertet:

„Dadurch dass die Betreuung hier sehr, dass ich das so gut finde dass das zehn Kinder und vier Erzieherinnen da meinte ich mein Gott das ist, [...] das ist so ein Ersatz der großen Familie quasi ne.“ (Maria)

Eine zweite Form der Dekonstruktion ist die Höherbewertung der professionellen Versorgung im Vergleich zur Familiensituation auf einer anderen Dimension als der des Vertrauens. So argumentiert diese Mutter, dass sie die Betreuung in der Kindertagesstätte für qualitativ hochwertiger hält, weil hier die Bedürfnisse des Kindes besser erfüllt werden:

„Ne das haben wir wirklich das Gefühl dass das auch besser ist weil dort seine seine BEDÜRFNISSE was so spielen betrifft dann besser, besser irgendwie @(.)@ gefüllt werden als zu Hause.“ (Maria)

Für die nun zitierte Mutter trifft das auch auf ihren Mann als Betreuer im Vergleich zu den Erzieher_innen zu:

„Also das ist mir am Anfang echt schwer gefallen, [...] ähm ich @musste halt, als ich wieder arbeiten ging, meinem Mann so eine@ Anleitung schreiben, wo ich halt immer reingeschrieben habe, was der wann zu essen hat und so, weil der dann hatte der ja irgendwie seine Zwischenmahlzeiten und was weiß ich nicht alles. Und der hatte also der hat das überhaupt nicht so auf dem Schirm gehabt, ne, und der hatte auch irgendwie. Also ich fand das so, war überhaupt nicht so wichtig, dass der hin und wieder mal @eine Banane isst@ oder so. Da musste ich ihm das alles aufschreiben, detailliert und so. Und da habe ich schon gedacht: @Boah, um Himmels Willen, wie wollen die eigentlich klarkommen?@ Aber natürlich ging das irgendwie. Das ist mir schwerer gefallen, als den dann in der Kita abzugeben, weil da hatte ich ja das Gefühl, die @wissen, was sie tun@, ne.“ (Kathrin)

Dem professionellen Handeln wird mehr zugetraut als dem bereits bekannter und vertrauter Personen aus der Familie, wodurch die Eingewöhnung in die Kindertagesstätte gerechtfertigt wird – gleichzeitig aber eine Abwertung des nicht-professionellen Umgangs mit Kindern erfolgt. Im zweiten Fall hat diese Abwertung eine Geschlechterdimension, wie sie auch in der Literatur zum *intensive parenting* (insbesondere bei Wall

2010, siehe 2.) beschrieben wird. Zudem wird in den Zitaten bestätigt, dass ein gutes Beschäftigungsangebot für die Entwicklung von Kindern wichtig ist (siehe hierzu Abschnitt zum „richtigen Input“).

4.2 Emotionskontrolle bei der Eingewöhnung

Fast alle Eltern beschreiben den Prozess der Eingewöhnung als schwierig für sich selbst. Die Kinder werden hingegen mehrheitlich als diejenigen charakterisiert, die problemlos in die Kindertagesstätte wechseln, auf die Erzieher_innen und anderen Kinder vertrauensvoll zugehen und damit den Eingewöhnungsprozess voranbringen. Das unkomplizierte Verhalten der Kinder wird von einigen Eltern begrüßt und mit Stolz berichtet, von einigen aber auch latent negativ bewertet, weil die Kinder den Eltern dadurch einen schnellen Prozess der Ablösung zumuten, zu dem sie sich noch nicht vollständig bereit fühlen.

„Für ihn jetzt nicht er hat sich sehr schnell eingewöhnt, das wurde ja son bisschen, ja aufstockend wurde das dann eingeleitet ne, also erstmal son paar Stunden, ja für einen selber ist das einfach schwierig ne, das sind ja wirklich komplett fremde Menschen und man ist geZWUNGEN den Vertrauen zu müssen, einem bleibt nichts anderes übrig. [...] Für mich wars halt sehr schwierig dann auch so die Verabschiedung und sich dann auch son bisschen so zusammenzureißen und für ihn wars deutlich einfacher und für mich wars halt sehr schwierig.“ (Sanja)

Auffällig ist, dass die Eltern die Eingewöhnung explizit als eine Herausforderung für sich selbst ausweisen. Die Wünsche der Eltern nach Nähe und Zugehörigkeit sind in diesem Zusammenhang artikulierbar. Sie empfinden aber gleichzeitig den Wunsch, bei dem Kind zu bleiben, als übermäßig und betrachten ihre Emotionen als kontrollbedürftig. Sie sollten nicht allzu stark handlungsleitend und vor allem nicht vor den Kinder ausgedrückt werden. Es gilt, sich in dieser Situation „zusammenzureißen“, um die Ablösung des Kindes zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang werden die eigenen Bedürfnisse denen des Kindes entgegengestellt – aber in umgekehrter Richtung als vielleicht erwartet: Das Bedürfnis des Kindes nach Unabhängigkeit steht dem Bedürfnis der Eltern nach Nähe entgegen.

„Also ich suche schon eher seine Nähe, würde ich sagen und (..) versuche aber auch [...] das so ein bisschen auszubalancieren, ne. Also mir ist schon bewusst und das halt auch bei dem bei der Kitaingewöhnung, dass man auch loslassen muss, eine gewisse Distanz und Selbstständigkeit (.) dass er die auch lernt und die soll er auch haben.“ (Sebastian)

Interessant ist, dass hier über Kleinkinder (1–2 Jahre) in einer Weise gesprochen wird, die eigentlich aus dem Zusammenhang des Erwachsenwerdens oder der Pubertät vertraut ist. Hier wird häufig das Streben der Jugendlichen nach Unabhängigkeit dem Wunsch der Eltern nach Nähe entgegengestellt. Dieser kulturelle Rahmen wird von den Eltern angeeignet und auf eine viel früher stattfindende Ablösesituation übertragen. Dabei spielen explizite Vorgaben und normative Erwartungen anderer eine wichtige Rolle. Diese sind zum Teil in die Eingewöhnungspraktiken der Kindertageseinrichtungen/Tagesmütter eingelassen. Eine Mutter beschreibt, dass es ihr an den ersten Tagen verboten wurde, ihrem Sohn „Tschüss“ zu sagen. Eine weitere Mutter beschreibt den Prozess der Eingewöhnung, der in ihrem Fall nach dem sog. Berliner Eingewöhnungsmodell durchgeführt wurde, als übertrieben:

„Um ehrlich zu sein, das hat mich ein bisschen fast geärgert, also nicht geärgert aber-ich-meinte ,ach die übertreiben doch in der Kita‘ also der bleibt nicht so lange, der braucht nicht so lange, also ich wusste schon damals der war so kontaktfreudig, ich konnte ihn eigentlich da lassen und gehen und da (.) das sollte so sein jaa, der erste Tag eine Stunde und Mama ist da, der zweite Tag eine Stunde und Mama ist wieder dahaa, also ich meinte prffpf der ist einfach gegangen hat angefangen mit den Kindern zu spielen, hat mich dann gar nicht angeguckt, also mittlerweile denk ich, das war alles richtig, weil obwohl der ja so locker ist trotzdem konnte ich sehen wie viel der unmittelbar nach dem kurzen Aufenthalt auch schlafen musste das heißt das waren so viele Eindrücke die er bearbeiten musste ne also von der Fremdenbetreuung war für ihn kein Thema, aber dadurch, dass die Umgebung neu war, mh das war schon richtig.“ (Maria)

Im Interview beschreibt Maria ihren Sohn durchgängig als sehr kontaktfreudig und unkompliziert. Durch den vorgegebenen stufenweisen Prozess wird ihr aber deutlich gemacht, dass es sich bei der Eingewöhnung um ein einschneidendes Erlebnis handelt. Gegen diese Deutung wehrt sie sich zunächst in emotionaler Weise. Jedoch nimmt sie einen Teil der neuen Deutung an, indem sie zugesteht, dass ihr Sohn durch die erste Zeit in der Kindertagesstätte sehr angestrengt war. Sie bleibt aber dabei, dies nicht auf die veränderten Beziehungen, sondern die kognitiv herausfordernde neue Umgebung zurückzuführen.

Maria stellt allerdings eine Ausnahme dar. Aus den meisten Interviews lässt sich rekonstruieren, dass die Eingewöhnung nach dem Berliner Modell durchgeführt und als hilfreich erlebt wurde. Dieses Modell passt auch gut zu den Beschreibungen der Eltern, die die Eingewöhnungszeit insgesamt als intensiv und die schrittweise „Abnabelung“ reflektierend erleben.

Zwei Figuren dienen zur Abgrenzung, die der „Glucke“ und der „kalten Mutter“. In den Erzählungen der Mütter (diese Konstruktionen finden sich nur in den Interviews mit Müttern) bilden diese Figuren keine extremen Pole eines Kontinuums, sondern einen fließenden Übergang. Normalität bzw. gute Mutterschaft ist damit nur in einem schmalen Fenster vorstellbar: Eine gelungene Ablösung der Mutter, bei der der Trennungsschmerz emotional kontrolliert wurde, droht in Unterkühlung umzukippen; starke negative Emotionen und Sorgen in „Gluckenhaftigkeit“. Eine Interviewpassage macht deutlich, wie nah positive Selbstbestärkung, Zweifel bis hin zur Pathologisierung der eigenen Person beieinander liegen:

„A: Ne ich bin dann eben auch so die Mama die dann sacht kurz und schmerzhaft ne [...] joah und da bin ich eigentlich ganz gut mit gefahren

B: Hatten Sie auch gute Erfahrungen damit ja

A: Für mich ja aber ich glaube so Außenstehende die halten mich dann auch immer so für ne ja weiß ich nicht vielleicht kühlere Mutter oder so [...]

B: Hatten Sie das Gefühl dass Sie sich damit rechtfertigen mussten schon mal

A: mhmh (3) es gab schon so manches Mal son Gefühl davon ob ich das wirklich für mich richtig sehe und richtig mache aber ich hab das einfach dann gemacht ich hab auch heute noch Zweifel ob das wirklich gut und richtig so ist weil auch meine Geschwister ganz anders sind ne die sind sehr glücklich und so und dann fragt man sich schon manchmal ja wer weiß vielleicht hab ich ja auch son leichten Asperger ne.“ (Ulrike)

Direkt hintereinander präsentiert sich Ulrike erst als „gute Mutter“, dann als eine von anderen als kühl betrachtete Mutter und zuletzt als möglicherweise kranke bzw. gestörte Person mit einem „leichten Asperger“ (Syndrom innerhalb des Autismusspektrums).

Eine Pathologisierung ist auch bei zwei Müttern zu beobachten, die sich selbst ein überzogenes Kontrollbedürfnis attestieren.

Hier zeigt sich: Einige der interviewten Mütter beschreiben sich nicht als mehr oder weniger anhänglich, sondern entweder als gesunde, gute *oder* pathologische Mutter. Mit den zum Teil rapiden Wechseln von Selbstbestärkung und Selbstzweifel markieren sie ihre Suche nach Orientierung in einem Feld, das emotional bedeutsam ist. Tendenziell lässt sich diese Form der Verunsicherung eher bei den Müttern mit Berufsausbildung beobachten. Im Gegensatz dazu beschreiben sich die akademischen Eltern als souverän. Auch wenn sie zum Teil ausdrücken, dass sie die Ablösung vom Kind als schmerzhaft erlebt haben, fehlt bei ihnen diese negative, zweifelnde Perspektive.

4.3 Der richtige Input

Übermäßige Wünsche nach Verbundenheit mit dem Kind gelten als problematisch und entwicklungshemmend. Die Vorstellung der Förderung des Kindes durch Zurücknahme der eigenen Person tritt auch an anderen Stellen im Interview auf. Mehrere Eltern begründen das Alter bei Beginn der Kinderbetreuung mit den Lernbedürfnissen des Kindes. Dabei weisen sie sich selbst die diagnostische Kompetenz zu, diese Bedürfnisse zu identifizieren:

„Die [Tochter] ist n bisschen weiter, weil sonst hätte ich das wahrscheinlich nicht so gemacht weil mein Sohn war im Verhalten mit zwei ganz anders, so mama-bezogen und sie geht ja schon auf die andern Kinder zu, und sagt Hallo, also sie ist schon ganz anders, deswegen habe ich gesagt okay dann schicke ich sie mit zwei schon in den Kindergarten.“ (Olga)

Olga identifiziert das Bedürfnis nach sozialen Kontakten zu Gleichaltrigen, bei anderen steht der kognitive Input im Vordergrund:

„Was man jetzt auch aus Frankreich kennt, so die Studien, wo das ja Gang und Gäbe ist, schon länger so praktiziert wird, tut es ja der Entwicklung des Kindes eigentlich dann, kommt es dem ZUGUTE, dass es halt so früh dann auch sich so sozialisiert. Und ich muss AUCH sagen, in DEM Alter jetzt, wo man noch relativ wenig mit ihm machen konnte und, ja, ständige Wiederholung, die Bücher werden @zig Mal neu durchexerziert@ [...] war ich dann doch auch, irgendwie ein bisschen mit meinem Latein am Ende. Also man wusste fast nicht mehr, wie kriegt man den Tag denn jetzt gefüllt? So, ne. und von daher fand ich ihn da schon gut aufgehoben. Auch so was wie sein Tag gefüllt wurde dann, ne. Also ich glaube, ich hätte ihn definitiv nicht so anspruchsvoll weiter beschäftigen können.“ (Sebastian)

Kognitive und soziale Bedürfnisse sehen diese Eltern in der Kindertagesbetreuung besser erfüllt, sodass der Beginn der Kindertagesbetreuung als entwicklungsförderlich betrachtet wird. Dies geht mit der Abwertung des familiären Umfelds als Lernumgebung einher – dort gäbe es entweder nicht ausreichend andere Kinder, die häusliche Umgebung sei nicht anregend genug oder die direkte Beschäftigung mit dem Kind falle schwer. Den Ausführungen der Eltern liegt die Annahme zugrunde, dass dem Kind eine anspruchsvolle Beschäftigung angeboten werden sollte (und nicht das Kind sich eine solche von selbst sucht). Idealerweise seien die Eltern im gemeinsamen Spiel involviert.

4.4 Überdrüssigkeit an der Beschäftigung mit dem Kind

In dem zuletzt angeführten Zitat von Sebastian wird neben der mangelnden eigenen Kompetenz zur guten Beschäftigung des Kindes auch Überdruß angedeutet. Ähnliche Empfindungen werden in der Mehrzahl der Interviews artikuliert. Dabei reichen die Beschreibungen von einem leichten Überdruß bis hin zur Beschreibung psychischen Leids durch die ausschließliche Fokussierung auf das Baby oder Kleinkind.

„Naja also ich muss ehrlich sagen wir haben auch die Erfahrung jetzt gemacht so sehr wie wir ihn auch lieben aber wir sind nicht so Typen die so gerne mit Kindern spielen ne [...] diese Aktivitäten die man mit dem Kind im ERSTEN Jahr unternehmen soll (.) pffff das ist nicht unbedingt so @das was wir am liebsten machen@ also mir ist unglaublich WICHTIG dass er GLÜCKLICH ist aber dass das man jetzt stundenlang spielen sollte und das Gefühl haben sollte ach ich hab so wenig Zeit für mein Kind (ironischer Tonfall).“ (Karel)

Es wird zugestanden, dass die Beschäftigung mit dem Säugling bzw. Kleinkind im ersten Lebensjahr nicht erfüllend ist und mit Gefühlen der Langeweile einhergeht. Die Eltern artikulieren die normative Erwartung, dass ihnen eigentlich die Beschäftigung mit dem Kind Freude bereiten sollte. Interessant ist, dass das Gefühl von Langeweile bei sich *und* beim Kind gleichermaßen beschrieben wird – beide, Eltern und Kind, sind zufriedener, wenn sie den richtigen Input (s. o.) bekommen, was am besten durch getrennte Aktivitäten gewährleistet wird.

In drei anderen Interviews werden starke negative Gefühle während der Säuglingszeit beschrieben. Bei einer Mutter war das Gefühl auf die Monate unmittelbar nach der Geburt beschränkt und wird von ihr retrospektiv als postpartale Depression interpretiert. Bei den anderen beiden Müttern machte das Gefühl die Betreuung des Kindes durch andere zur psychischen Notwendigkeit.

„Meine Schwiegermutter (.) sie hat gesehen dass es mir schwer gefallen ist nur zu Hause zu bleiben es war mir wirklich sehr schwer das hat mich runtergezogen dass ich zu Hause alleine war mit Kind, keine Arbeit und hat mir dann angeboten, dass sie mit meinem Chef spricht dass ich wieder arbeiten gehen könnte.“ (Irina)

Irina erzählt von dieser Intervention der Schwiegermutter wie von einer Rettung. Auch wenn sie vorher keinen guten Kontakt zu ihr hatte, war sie ihr in dieser Situation sehr dankbar für das Gespräch mit dem Chef und die zusätzlich angebotene Kinderbetreuung. Sie selbst beschreibt sich in dieser Situation als handlungsunfähig. Für Eva war der entscheidende Schritt, sich Unterstützung durch eine Tagesmutter zu suchen:

„a: und hatten sie das Gefühl dass sie dann Vertrauen fassen konnten zu der Tagesmutter, hat das dann gut funktioniert?

b: ja @ich musste Vertrauen fassen@ (..) wie gesagt ich hatte so meine Zweifel meine Gedanken aber ich hab einfach versucht kein Futter zu geben diesen Gedanken und ja also letztendlich hab ich konnte ich sehen dass es ihm gut geht [...]

a: sie mussten dann damals wahrscheinlich arbeiten ne? wenn sie sagen sie MUSSTEN das auch

b: ja ich musste nicht ich war damals freiberuflich und @ja was heißt ich musste nicht@ ich hatte noch Elterngeld ne und so aber das war meine bewusste Entscheidung also ich konnte nicht Vollzeit Mutter sein das war mir zu viel ja, ich musste raus.“ (Eva)

Aufschlussreich ist an dieser zweiten Interviewpassage die Deutung der Interviewerin, die die Aussage „ich musste ihn abgeben“ als Hinweis auf die finanzielle bzw. berufliche Situation deutet. Hier zeigt sich ein normativer Rahmen, der zwar äußere Zwänge (wie die Arbeit) zulässt, innere Zwänge aber zunächst abweist. Den angebotenen normativen Rahmen greift Eva nicht auf, sondern widerspricht ihm deutlich. Daran zeigt sich, dass es ihr ein Anliegen ist, im Interview über diese negativen Gefühle im ersten Lebensjahr ihres Sohns zu sprechen.

In allen Berichten von Überdruß kommt ein Gefühl der Enttäuschung bis hin zum Bereuen zum Ausdruck. Es zeigt sich, dass alle Eltern die Erwartung hatten, dass ihnen die Beschäftigung mit dem Kind selbst Freude bereitet. Dieser Erwartung liegt ein Modell der Eltern-Kind-Beziehung zugrunde, das alle auf Augenhöhe stellt und somit gemeinsame freudvolle Tätigkeiten ermöglicht. Dass tatsächlich die Beschäftigung mit dem Kind den elterlichen Bedürfnissen so wenig gerecht wird (bspw. durch häufige Wiederholungen), überrascht sie. Die Mütter, die von starken negativen Gefühlen erzählen, wünschen sich im Nachhinein, dass sie mehr Nähe hätten zulassen können. Dabei spielt auch die Frage eine Rolle, ob sie damit ihrem Kind geschadet haben könnten. Im Vordergrund steht aber das Gefühl, selber eine Erfahrung der Nähe und Verbundenheit verpasst zu haben.

„Ja ich glaube, gut das ist jetzt aber rein wirklich rein hypothetisch, also ich bereue das ein bisschen (.) also ich glaube ich habe mich ein bisschen dann viel zu sehr geeilt ne ich glaube also so meine Einschätzung meine Wahrnehmung nach war das immer noch doch die Zeit wo er mich ja mehr brauchte ne. gut ich weiß nicht wie ich das anders @hätte machen können@ weil ich war auch dann selbst schon an der Grenze ne am Ende von diesen zehn Monaten dann irgendwie immer nur zuhause oder vorwiegend in dieser Rolle. Insofern also in einer idealen Welt ne wo ich dann vielleicht auch eine Kinderbetreuung hätte die dann nach Hause käme oder so oder einen Partner dann hätte ich das doch anders gemacht. das ist jetzt nicht so dass ich glaube dass es irgendwie Schaden angerichtet hat oder so aber ich denke ne das wär doch schön gewesen wenn ich noch ein bisschen mehr Zeit mit ihm IN DEM ALTER noch verbracht hätte und ein bisschen enger.“ (Eva)

In dieser Textpassage vermutet Eva rückblickend (zum Interviewtermin ist ihr Sohn 5 Jahre alt), dass die frühe Trennung ihrem Sohn nicht geschadet hat, auch wenn er sie möglicherweise damals noch mehr gebraucht hat. Es bleibt aber das Gefühl, dass sie aufgrund ihrer Lebenssituation eine besondere Nähe verpasst hat. Durch die starke Betonung „in dem Alter“ wird angezeigt, dass diese Zeit nun endgültig vergangen ist und die Nähe zum Säugling eine besondere Qualität hat. Auch Sanja vermisst eine starke körperliche Nähe zu ihrem Sohn und führt dies auf ihre postpartale Depression zurück. Ihr Sohn habe diese Nähe zwar mit seinem Vater und vermisse nichts, für sie sei dies aber schmerzhaft.

5 Diskussion

An dem hier präsentierten Interviewmaterial fällt zunächst die starke familiäre Orientierung der Eltern auf, die ihre eigenen Eltern als Betreuer_innen der Säuglinge und Kleinkinder gegenüber professionellen Erzieher_innen bevorzugen. Die häufig beschriebene (aber auch diskutierte) Isolierung von Familien mit Kleinkindern (Schmidt 2002) ist in

der Stichprobe nicht zu bestätigen, auch wenn keine der Familien das Wohnmodell einer Großfamilie gewählt hat.

Eine Kultur des *intensive parenting* ist in den Interviews zu beobachten, wenn es um das Ideal des richtigen Inputs (sozial wie kognitiv) geht. Dieses wird in der Regel verbunden mit der Vorstellung, dass Eltern den Kindern eine anspruchsvolle Beschäftigung bieten sollten. Interessanterweise wird dann aber derselbe Diskurs angeeignet und kreativ genutzt, um die Anmeldung in der Kindertagesbetreuung zu rechtfertigen: Die Professionalität der Erzieher_innen und die kindgerechte Gestaltung machen die Kindertagesstätte zu einer überlegenen Lernumgebung. Die Kinder werden hier sozial und kognitiv besser gefördert als bei den Eltern oder Großeltern. Hier deutet sich eine Entwicklung an, die Wutzler (2016) als Wandel von der familialen Privatheit hin zu einem Netz von verantwortlichen Akteur_innen bezeichnet. Er argumentiert, dass lange Zeit der innerfamiliäre Umgang mit dem Kind eine private Angelegenheit war, heute aber von den Eltern die Kooperation mit unterschiedlichen professionellen Akteur_innen (z. B. Kinderärzt_innen) erwartet wird.

Nicht bestätigen lässt sich mit dem vorliegenden Material, dass Eltern große Sorgen haben, der Beginn der Kindertagesbetreuung könne zu einem Verlust an Bindung und emotionaler Nähe *für das Kind* führen. Im Gegenteil: Beschrieben wird meist eine unproblematische Ablösung der Kinder und eine Verlusterfahrung *bei den Eltern*. Sie artikulieren starke eigene Wünsche nach Nähe und deren Enttäuschung bei der Eingewöhnung. Diese Erfahrung ist aber gleichzeitig von Ambivalenz begleitet. Die meisten Eltern machen im ersten Lebensjahr die Erfahrung, dass die Beschäftigung mit dem Kind weniger erfüllend ist, als sie erwartet hatten. Vor dem Hintergrund von Gefühlen des Überdresses und Leids wird wiederum die professionelle Kinderbetreuung zu einer guten, bisweilen sogar aus psychischen Gründen notwendigen Alternative. Retrospektiv bereuen dennoch einige den Verlust an Nähe. Für den theoretischen Rahmen des *intensive parenting* sind diese Beobachtungen entscheidend. Anders als Arendell (2000) konstatiert, treten hier Mütter bzw. Eltern nicht als „self-sacrificing“, selbstlos oder Kind-zentriert auf. Ihre eigenen Erfahrungen und Wünsche sind ihnen bewusst, sie sind reflektier- und artikulierbar. Anders als im öffentlichen Diskurs, der dem kindlichen Bindungsbedürfnis das Unabhängigkeitsbedürfnis der Eltern entgegenstellt, ist es gerade der Wunsch nach Nähe, den Eltern beschreiben. Zum Diskurs optimaler Förderung passt allerdings wieder, dass Eltern ihren Wunsch nach Nähe im Kontext der Kinderbetreuung für kontrollbedürftig halten, um den Kindern den nächsten Entwicklungsschritt hin zur Selbstständigkeit zu ermöglichen.

Dass Eltern mit ihrer Elternschaft die Erwartung an intensive emotionale Erfahrungen sowie Nähe und Verbundenheit verbinden, ist an verschiedenen Stellen beschrieben worden. In der „value of children“-Forschung wurde gezeigt, dass die Erwartung emotionaler Erfahrungen, u. a. der gegenseitigen Liebe, ein wichtiger Prädiktor für den Kinderwunsch ist (Trommsdorff 2006). Seit den 1970er-Jahren sind diese emotionalen Faktoren für den Kinderwunsch in Deutschland wichtiger geworden (Mayer et al. 2012). Auch die um die Geburt entstandenen Angebote zeugen von einem starken Bedürfnis, dieses Erlebnis so schön und eindrücklich wie möglich zu gestalten (Rose/Schmied-Knittel 2011).

Auf der Grundlage dieser Beschreibungen und meiner eigenen Befunde möchte ich daher vorschlagen, den Begriff des *intensive parenting* doppelseitig aufzustellen:

Neben der Intensivierung des Förderungsgedankens steht die Intensivierung des emotionalen Erlebnisses bei den Eltern. Es lässt sich also eine Kind-zentrierte von einer Eltern-zentrierten Intensivierung unterscheiden. Dabei scheint eine der zentralen Erwartungen zu sein, dass sich in einer von Independenz geprägten Gesellschaft durch Elternschaft Interdependenz erfahren lässt (Thomä 2002). Damit wird Elternschaft auch zu einem biografischen Projekt von Eltern für sich selbst. Arbeiten zum *intensive parenting* berücksichtigen diesen Aspekt von Elternschaft bislang wenig. Wenn überhaupt, dann stellen sie die positiven Erwartungen von Eltern als Ideologie dar, an der sie dann in der Realität scheitern (Faircloth 2014). Ich halte diese Engführung für problematisch, da sie den normativen Diskurs der selbstlosen und aufopfernden Mutter perpetuiert, auch wenn dieser kritisiert wird. Ein doppelseitiges Konzept intensiver Elternschaft sollte allerdings auch nicht in die andere Richtung allzu affirmativ ausgedeutet werden, indem es der Selbstaufopferung die Möglichkeit zur Selbsterfüllung an die Seite stellt. Wie im vorgestellten Interviewmaterial deutlich wurde, werden die Erfahrungen der Nähe und der gemeinsamen Tätigkeit als ambivalent und brüchig beschrieben. Zudem lassen sich beide Formen des *intensive parenting* nicht problemlos miteinander integrieren, geraten sogar möglicherweise in Widerspruch miteinander.

6 Ausblick

In den hier ausgewerteten Interviews entwerfen die Eltern die Beziehung zu ihrem Kind als ein Ausbalancieren von Independenz und Interdependenz, wobei die Bedürfnisse von Eltern und Kindern parallel angeordnet werden. Eltern und Kinder haben demnach beide ein Bedürfnis nach anspruchsvoller Beschäftigung und einen Wunsch nach Nähe und Zugehörigkeit. In dieser Beziehungsvorstellung lassen sich m. E. zwei kulturelle Anklänge identifizieren, die abschließend skizziert werden.

Erstens ist dies die Bindungstheorie. Sie ist in den meisten Kindergärten durch die Orientierung am Berliner Eingewöhnungsmodell institutionell verankert. Schon beim Begründer der Bindungstheorie John Bowlby findet sich die Gleichzeitigkeit der Ideale von Interdependenz und Independenz. So schreibt er in den 1950er-Jahren:

„Eine solche ständige Bereitschaft [zur Versorgung des Kindes], Tag und Nacht, sieben Tage in der Woche und 365 Tage im Jahr, ist einer Frau nur dann möglich, wenn sie dadurch eine tiefe Befriedigung erlebt, wie ihr Kind sich entwickelt, vom Säugling durch alle Phasen der Kindheit, um dann ein unabhängiger Erwachsener zu werden“ (Bowlby 2010 [1953]: 65).

Bowlby stellt hier erstens die enge Abhängigkeit zwischen Mutter und Kind, zweitens das Gefühl der Befriedigung aufseiten der Mutter und drittens die hieraus sich entwickelnde Unabhängigkeit des Erwachsenen heraus. Somit listet er die drei Elemente auf, die auch von mir als zentrale Orientierungen der interviewten Eltern identifiziert wurden.

Zweitens wird durch die Parallelisierung der Bedürfnisse von Eltern und Kindern eine Beziehung „auf Augenhöhe“ entworfen. Hier sind m. E. Anklänge an spätmoderne Vorstellungen von romantischen Beziehungen festzustellen (z. B. Illouz 2012; Beck/Beck-Gernsheim 1990). Dies ist zunächst das Ideal der „nicht Besitz ergreifenden Lie-

be“, die den anderen nicht einengt oder vereinnahmt. In Bezug auf die gemeinsam verbrachte Zeit wird ein partnerschaftliches Ideal entwickelt. Während in der Phase vor der aktiven Elternschaft und in ihrer Frühphase die Vorstellung wirksam war, dass die Beschäftigung mit dem Kind auch die Eltern erfüllt, so wird dies später relativiert. Nun wird festgestellt, dass alle zufriedener sind, wenn sie einen Teil der Zeit getrennt in ihren eigenen Lebenswelten verbringen. Diese Vorstellung taucht wiederum häufig im Kontext von romantischen Beziehungen auf. So wird populärpsychologisch beschrieben, dass nach einer anfänglichen Phase des Verliebtseins und der gewünschten ständigen Nähe die Partner_innen entdecken, dass jede/r besser seinen eigenen Tätigkeiten nachgeht, um dann punktuell zusammenzufinden.

Zukünftige Forschung im Bereich der Elternschaft sollte m. E. diese beiden kulturellen Linien im Detail und historisch nachzeichnen. Dabei kann an soziologische Arbeiten angeknüpft werden, die die Eltern-Kind-Beziehung vor dem Hintergrund der romantischen Liebe betrachten (Bergnéhr 2007; Scholz/Lenz/Dreßler 2013). In den hier präsentierten Interviews wurde nur nach dem Verhältnis zum Kind gefragt. Möglicherweise wäre es interessant, Eltern parallel zu ihren Vorstellungen guter Eltern- und Partnerschaft zu befragen. In Bezug auf die Bindungstheorie besteht ein Forschungsdesiderat in der historischen Aufarbeitung ihrer Popularisierung. Während einzelne Arbeiten für den anglo-amerikanischen Raum vorliegen (Faircloth 2013; Kanieski 2010), fehlt eine systematische Erforschung dieser Geschichte in Deutschland. Auf der Grundlage solcher historischen Arbeiten ließe sich auch weitergehend diskutieren, welche Aspekte des *intensive parenting* sich tatsächlich über die Zeit gesteigert haben.

Literaturverzeichnis

- Arendell, Teresa (2000). Conceiving and investigating motherhood: The decade's scholarship. *Journal of marriage and family*, 62(4), 1192–1207.
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bergnéhr, Disa (2007). Love and family: discussions between Swedish men and women concerning the transition to parenthood. *Forum: Qualitative Social Research*, 8(1), Art. 23. Zugriff am 4. Mai 2017 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/210/464.
- BMFSFJ (2008). *Ausbau der Kinderbetreuung – Kosten, Nutzen, Finanzierung*. Zugriff am 9. April 2017 unter <https://www.bmfsfj.de/blob/935556/e71785b2ad4b70362cb956de7011ae88/dossier-ausbau-der-kinderbetreuung-data.pdf>.
- BMFSFJ (2016). *Gute Kinderbetreuung*. Zugriff am 29. Oktober 2016 unter www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/kinderbetreuung/gute-kinderbetreuung/73518?view=DEFAULT.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris & Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.). (2013). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (3. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Bowlby, John (2010 [1953]). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung*. München: Ernst Reinhardt.
- Braukhane, Katja & Knobloch, Janina (2011). *Das Berliner Eingewöhnungsmodell – Theoretische Grundlagen und praktische Umsetzung*. Zugriff am 29. Oktober 2016 unter www.kita-fachtexte.de/texte-findet/detail/data/das-berliner-eingewoehnungsmodell-theoretische-grundlagen-und-praktische-umsetzung/.

- Bristow, Jennie (2014). The double bind of parenting culture: Helicopter parents and cotton wool kids. In Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth & Jan Macvarish (Hrsg.), *Parenting culture studies* (S. 200–215). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Crossley, Michele (2009). Breastfeeding as a moral imperative: An autoethnographic study. *Feminism & Psychology*, 19(1), 71–87.
- Faircloth, Charlotte (2011). It feels right in my heart: affective accountability in narratives of attachment. *The Sociological Review*, 59(2), 283–302.
- Faircloth, Charlotte (2013). *Militant lactivism?: attachment parenting and intensive motherhood in the UK and France*. Oxford: Berghahn Books.
- Faircloth, Charlotte (2014). Intensive parenting and the expansion of parenting. In Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth & Jan Macvarish (Hrsg.), *Parenting culture studies* (S. 25–50). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Furedi, Frank (2008). *Paranoid parenting: Why ignoring the experts may be best for your child*. Chicago: Chicago Review Press.
- Green, Katherine & Groves, Melissa (2008). Attachment parenting: An exploration of demographics and practices. *Early Child Development and Care*, 178(5), 513–525.
- Hays, Sharon (1996). *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven: Yale University Press.
- Herman, Ellen (2003). Psychologism and the child. In Theodore M. Porter & Dorothy Ross (Hrsg.), *The Cambridge History of Science* (S. 649–662). Cambridge: Cambridge University Press.
- Illouz, Eva (2012). *Why love hurts: a sociological explanation*. Boston: Polity.
- Kanieski, Mary A. (2010). Securing attachment: The shifting medicalisation of attachment and attachment disorders. *Health, risk & society*, 12(4), 335–344.
- Kerschgens, Anke (2010). Zum widersprüchlichen Wandel des Geschlechterverhältnisses: Arbeitsteilung in Familien. *Journal für Psychologie*, 18(1). Zugriff am 4. Mai 2017 unter <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/170/168>.
- Knaak, Stephanie (2010). Contextualising risk, constructing choice: breastfeeding and good mothering in risk society. *Health, Risk & Society*, 12(4), 345–355.
- Lee, Ellie; Macvarish, Jan & Bristow, Jennie (2010). Risk, health and parenting culture. *Health, Risk & Society*, 12(4), 293–300.
- Mayer, Boris; Trommsdorff, Gisela; Kağıtçıbaşı, Cigdem & Mishra, Ramesh (2012). Family models of independence/interdependence and their intergenerational similarity in Germany, Turkey, and India. *Family Science*, 3(1), 64–74.
- Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten; Henry-Huthmacher, Christine & Borchard, Michael (2008). *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Miller, Tina (2011). Falling back into gender? Men's narratives and practices around first-time fatherhood. *Sociology*, 45(6), 1094–1109.
- O'Connor, Cliodhna & Joffe, Helene (2013). Media representations of early human development: Protecting, feeding and loving the developing brain. *Social Science & Medicine*, 97, 297–306.
- Romagnoli, Amy & Wall, Glenda (2012). 'I know I'm a good mom': Young, low-income mothers' experiences with risk perception, intensive parenting ideology and parenting education programs. *Health, Risk & Society*, 14(3), 273–289.
- Rose, Lotte & Schmied-Knittel, Ina (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 75–100). Frankfurt/Main: Campus.
- Schmidt, Uwe (2002). *Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden: Springer.

- Scholz, Sylka; Lenz, Karl & Dreßler, Sabine (Hrsg.). (2013). *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: transcript.
- Seehaus, Rhea (2016). „Ihr Baby braucht Sie, Ihre Liebe, Ihre Nähe und Ihre Zärtlichkeit.“ (Normative) Konstruktionen von Elternschaft und Elternaufgaben in Settings der Natalität. *Journal für Psychologie*, 24(1), 67–90.
- Seichter, Sabine (2014). *Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens*. Weinheim: Beltz.
- Sieben, Anna; Sabisch, Katja & Straub, Jürgen (Hrsg.). (2012). *Menschen machen: die hellen und die dunklen Seiten humanwissenschaftlicher Optimierungsprogramme*. Bielefeld: transcript.
- Smyth, Ciara (2014). Boost your preschooler's brain power! An analysis of advice to parents from an Australian government-funded website. *Women's Studies International Forum*, 45, 10–18.
- Thomä, Dieter (2002). *Eltern: kleine Philosophie einer riskanten Lebensform*. München: Beck.
- Trommsdorff, Gisela (2006). Cultural values regarding children and family: The cultural meaning of parent-child relationships. In Jürgen Straub, Doris Weidemann, Carlos Kölbl & Barbara Zielke (Hrsg.), *Pursuit of Meaning. Advances in Cultural and Cross-Cultural Psychology* (S. 465–494). Bielefeld: transcript.
- Villa, Paula-Irene & Thiessen, Barbara (2009). *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Villa, Paula-Irene, Moebius, Stephan & Thiessen, Barbara (2011). *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt/Main: Campus.
- Wall, Glenda (2010). Mothers' experiences with intensive parenting and brain development discourse. *Women's Studies International Forum*, 33, 253–263.
- Wall, Glenda (2013). Putting family first: Shifting discourses of motherhood and childhood in representations of mothers' employment and child care. *Women's Studies International Forum*, 40, 162–171.
- Witzel, Andreas & Reiter, Herwig (2012). *The problem-centered interview. Principles and practice*. London: SAGE.
- Wutzler, Michael (2016). Verteilte Verantwortung. Von der geschlossenen, familialen, affektiven Privatheit zum offenen Netz emotionalen Engagements. *Journal für Psychologie*, 24(1), 39–65.

Zur Person

Anna Sieben, Dr. rer. soz., Dipl.-Psych., geb. 1981, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie. Arbeitsschwerpunkte: Elternschaft, Geschichte der Psychologie, qualitative Methoden, Psychologisierung der Lebenswelt, Fußgängerdynamiken.

Kontakt: Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, Universitätsstraße 150, 44801 Bochum

E-Mail: anna.sieben@rub.de